

SIMONE LAPPERT, geboren 1985 in Aarau in der Schweiz, studierte am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel. Mit ihrem Debütroman *Wurfschatten* stand sie auf der Shortlist des *aspekte*-Preises. Sie ist Präsidentin des Internationalen Lyrikfestivals Basel und war Schweizer Kuratorin für das Lyrikprojekt *Babelsprech. International*. 2019 erschien der Roman *Der Sprung*, der für den Schweizer Buchpreis nominiert wurde und monatelang auf der Schweizer Bestsellerliste stand. Simone Lappert lebt und arbeitet in Zürich.

Simone Lappert
Wurfschatten

ROMAN

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2014 im
Verlag Walde+Graf bei Metrolit, Berlin
Copyright © Simone Lappert, 2014
Covermotiv: Copyright © Diogenes Archiv

Die Autorin dankt dem Aargauer Kuratorium
für die großzügige Unterstützung

AARGAUER
• • • • •
KURATORIUM

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/20/44/1
ISBN 978 3 257 24525 7

*Für Björn.
Und für Paula und Milan.*

Diese Welt!
Als ob es eine andere gäbe.
Susan Sontag,
Gegen Interpretation

She never stumbles
She's got no place to fall
Bob Dylan,
She belongs to me

Inhalt

- 1 Die Feindseligkeit lebenswichtiger
Organe an sich 11
- 2 Der Hohn der frühen Vögel 42
- 3 Temperaturen einer Vermutung 69
- 4 Die Folgen verhängnisvoller Andacht 83
- 5 Das Heute, das morgen schon gestern ist 99
- 6 Entwürfe, die einen nicht enthalten 121
- 7 Das Vor- und Nachwachsen der Bäume 137
- 8 Das für sich Behaltene 170
- 9 Die lästige Mitentscheidung des Winkels
am Blick 195
- 10 Der eingekopfte Selbstausröser 207
- 11 Der Pyjama von gestern 234

Die Feindseligkeit lebenswichtiger Organe an sich

Siehst du, es schlägt noch. Ada löste die Fingerkuppen von ihrer Halsschlagader und ließ die Hand sinken, nicht zu weit, nur bis zum Schlüsselbein. Sie starrte durch das staubige Fenster auf die Straße. Die blasse Februarsonne spielte den Passanten auf dem Bordstein ihre Schatten zu, synchron und maßstabgerecht, jedem sein Quentchen Schablonenschwarz. Alles, wie es sich gehörte, zumindest draußen, selbst die fetten Tauben schleppten ihre kleinen Schatten durch den Rinnstein, in dem der letzte Schnee versickerte. Es war beinahe still in dem kleinen Raum. Nur das Blubbern der Aquarien war zu hören. Und ab und zu das Summen des Kühlschranks aus der Küche. Ada wusste nicht, wie lange sie schon im Pyjama am Fenster stand und auf dem Ende ihres Zopfs herumkaute, das nach Shampoo schmeckte und Rauch, sie wusste nur, dass es lange sein musste, dass es Zeit war, die kalten Füße zu bewegen und den Tag zu beginnen. Stattdessen

zerknautschte sie mit der linken Hand die künstliche Kopfhaut ihrer blonden Kurzhaarperücke. Sie hatte sie zum Proben aufsetzen wollen und es dann vergessen. Das kam öfter vor in letzter Zeit, dass ihre Vorhaben sich in ihren Gedanken verhedderten.

Aus dem Augenwinkel konnte Ada das Stethoskop sehen, das zusammengerollt auf dem Tischchen neben dem Fenster lag. Nicht, dachte sie, nicht schon wieder. Sie lehnte ihre Stirn gegen die kühle Scheibe und versuchte, die Schatten auf dem Asphalt zu zählen. Doch die Schatten verschoben sich ständig, weshalb sie es mit den Laternen versuchte, den Autos, Antennen, Passanten, aber ihr Blick rutschte ab und ab und ab am glatten Glas und verding sich im schwarzen Plastikschauch des Stethoskops.

Das Herz eines Walfischs, dachte Ada, ist so groß wie ein vw-Käfer; ungeheuer stabil musste ein solches Herz sein. Ob je ein Walfisch einen Herzinfarkt erlitten hatte, fragte sie sich, und wie das aussehen mochte, wenn solch ein Koloss sich vor Schmerzen krümmte und auf den Meeresboden sank, mit der Schwanzflosse Sand aufwirbelte und schließlich reglos liegen blieb. Ada schloss die Augen. Da war wieder diese Taucherglocke aus trübem Glas, die sie vom Tag trennte, die ihr den Kopf

und das Atmen schwermachte. Dieses taumlige Gefühl, wie manche es haben, wenn sie aus dem Tiefschlaf gerissen werden und die Bilder im Kopf noch stärker sind als das, was die müden Augen wahrnehmen. Ada hob ihre rechte Hand auf Brusthöhe, hielt sie einen Moment so und schaute sie an: Die Hand zitterte. Und wenn die Hand jetzt schon zitterte, dann würde es nicht mehr lange dauern, bis die Taucherglocke ihr den Kopf unter Wasser drückte, tief in ihr eigenes Angstwasser hinein. Und während sie von außen betrachtet, etwa von einem der gegenüberliegenden Fenster aus, nur aussehen würde wie eine junge Frau, die etwas starräugig den Tauben auf dem Gehsteig zusah, würde sie innerlich strampeln gegen den Druck in die Tiefe. Und es wäre ihr nicht anzusehen, dieses Unterwasserstehen und das Ringen nach Luft, nicht von einem der gegenüberliegenden Fenster aus und auch nicht aus der Nähe; denn selbst jemand, der neben ihr gestanden hätte, ganz nahe, so nahe, dass er die trockenen Hautschüppchen auf ihrer Lippe hätte sehen können, die sie noch nicht abgebissen hatte, selbst so jemand hätte nur etwas irritiert gefragt, woran sie denke.

Ada ließ die Zitterhand auf ihren Oberschenkel sinken. Und wenn schon, so weit wirst du es heute nicht kommen lassen. Zieh dich an, fang an mit dei-

nem Tag, fang irgendetwas an, und hör auf, in dich hineinzufallen.

Sie versuchte, an etwas Beruhigendes zu denken. An die Enten, unten im Hafenbecken, an die Weinreben, oben, in den windigen Tüllinger Hügeln, an die Zuversicht der wandernden Lachse, an all die frischgebackenen Brote in den Bäckereiregalen und daran, dass die anderen am Abend zu Besuch kommen würden, an dampfende Nudeln und Wein vom Bodensee. Aber eben, dachte sie, sterben bedeutet, nie wieder. Nie wieder Wind und Wein und frischgebackenes Brot, nie wieder Enten füttern, falsche Falten schminken, sich nie wieder stundenlang hässlich finden, den eigenen Speck zwischen den Fingern rollen, nie wieder dem Meer entgegenfahren, mit Sonnenbrand in den Armen eines Fremden erwachen und etwas nur sagen, weil es schön klingt. Nie wieder ein Zuhause vermuten irgendwo, nie wieder Fische beneiden um ihre Gleichgültigkeit. Sich nie wieder schuldig fühlen für Erfolge und daraufhin die Bühne meiden, nie wieder sich fürchten vor dem eigenen Mut und sich sagen: Morgen ist auch noch ein Tag. Überhaupt nie wieder etwas aufschieben können, mit Serien die Leere zerpixeln im Kopf, sich Folge für Folge hineinwarten in den Schlaf, den Tag nie wieder zu spät beginnen. Nie wieder die Mutter nicht anrufen, die Bewerbung

nicht abschicken, sondern ein letztes Mal ringen nach Luft und dann: einfach stillstehen – stillliegen wohl eher –, mitten in einer Falschheit, einer Unfertigkeit womöglich; und das wäre mit Sicherheit das Schlimmste überhaupt: unfertig sterben; irgendwo auf halbem Weg abhandenkommen.

Ada schob ihre Hand in die Bauchtasche ihrer Pyjamajacke und ballte die Faust, als ließe sich das Zittern darin zusammenpressen. Sie fragte sich, ob eine Zigarette jetzt helfen würde, vielleicht, dachte sie, vielleicht hilft das Klicken des Feuerzeugs und das Knistern der Glut: eine Handvoll zu tun für sieben Minuten, immerhin.

Das Scheppern der Klingel riss Ada aus ihren Gedanken, sie zuckte zusammen. Im nächsten Moment aber schon erleichterte sie die bevorstehende Ablenkung.

Hinter der Milchglasscheibe der Wohnungstür zeichnete sich einer der Bordsteinschatten von eben ab, die Silhouette einer dicklichen Gestalt. Ada schaute auf ihre Hände. Das Zittern hatte aufgehört. Die Klingel hatte das Trennglas um ihren Kopf zerscheppert, und der Tag war wieder da, wie ein Gegenstand, auf den man unvermutet stößt, nachdem man überall vergeblich nach ihm gesucht hat.

Ada öffnete die Tür und blickte in ein faltiges, aber freundliches Gesicht.

»Fräulein Ada«, sagte der Mann, »nicht wahr, das sind Sie.«

Ada nickte.

»Matuschek«, sagte der Mann und rieb sich verlegen die Hände, »Sie müssten mich eigentlich kennen. Wir haben uns schon mal, also, mir gehört das hier.« Er machte eine ungeschickte Handbewegung Richtung Treppenhaus. Jetzt erinnerte sich Ada und wurde unruhig, sie rieb ihren rechten Fußrücken an der linken Wade warm.

»Ein schönes Haus«, sagte sie.

»Ja«, sagte Matuschek, »den Garten habe ich vierundneunzig eigenhändig, den hätten Sie vorher mal, ich kann Ihnen sagen, aber deswegen bin ich ja nicht, also ich sag's jetzt rundheraus.« Er holte tief Luft. »Ich nehme an, Sie wissen, worum es geht?«

Matuschek tat ihr leid. Trotzdem lächelte Ada und sagte: »Vielen Dank, dass Sie das mit der Klingel so schnell geregelt haben. Wollen wir uns vielleicht in den Garten setzen, mit einer Tasse Kaffee?«

Matuschek wehrte mit beiden Händen ab. »Ach«, sagte er, »das darf ich gar nicht, mein Arzt, wissen Sie, aber deswegen bin ich auch nicht – sehen Sie, Sie sind in Verzug, über drei Monate, Sie wissen schon, mit der Miete, und Sie haben ja auch nicht

auf all die Briefe ... also, das zwingt mir Maßnahmen auf, gewisse.« Er machte dabei ein Gesicht, als wollte er sich dafür entschuldigen, dass er sie geweckt hatte.

»Ärzte sind schlichtweg humorlose und genussfeindliche Menschen«, sagte Ada und schüttelte den Kopf, »die sind Einschüchterer von Beruf, Einschüchterer und Spaßverderber, allesamt.«

»Fräulein Ada«, sagte Matuschek gequält, »das gehört doch gar nicht, sehen Sie, es bleibt mir nichts anderes übrig, ich werde Ihnen das aufkünden müssen.« Er deutete mit dem Kinn in ihre Wohnung.

Ada verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich dachte, Sie hätten Verständnis für uns Künstler«, sagte sie, »für unser unregelmäßiges Einkommen.«

Matuschek seufzte. »Sehen Sie«, sagte er, »ich schätze das Theater, ich gehe da gerne, aber wir müssen halt alle, es tut mir leid, Fräulein Ada, Ende des Monats müssen Sie wirklich, sonst, eben, das macht dann Frau Sacher, meine Sekretärin. Aber wir müssen das ja nicht im Treppenhaus«, sagte er, »vielleicht ist es besser, wenn wir das drinnen –«

Mit einer Handbewegung, die sie gleichzeitig beruhigte und erschreckte, gab Ada der Tür einen leichten Stoß. Sie fiel langsam zu, leise klickend, gerade so.

Es tut mir leid, hätte sie gerne gesagt, das war Notwehr. Ich kann auf keinen Fall zulassen, dass Sie durch meine Wohnung stiefeln, womöglich noch ins hintere Zimmer, ich wäre nicht in der Lage, Ihnen das Geringste zu erklären. Aber Ada wusste, dass Matuschek das falsch verstanden hätte, dass er bis jetzt überhaupt alles hatte falsch verstehen müssen. Also schwiegen sie beide, atmeten, standen da für eine Weile, jeder auf seiner Seite der Tür, bis Ada schließlich davonschlich und sich in das Zimmer rettete, aus dem sie gekommen war.

Sie ging zum Fenster und öffnete es. Vielleicht würde frischer Stadtwind jetzt helfen. Kalte Februarluft schwappte ihr entgegen und griff zwischen die Fotos, Computerausdrucke und Zeitungsartikel, die mit Reißzwecken oder Tesafilm an der linken Zimmerwand angebracht waren und diese fast vollständig bedeckten. Eines der Blätter löste sich und segelte aufs Parkett. Ada bückte sich danach. Es war ein Bericht aus der *Apothekenrundschau* über Netzhautablösung. In wochenlanger Arbeit hatte sie diese Wand bepflanzt, mit allem, was ihr Angst machte, alphabetisch geordnet von Attentat bis Zyste. Sie betrachtete das raschelnde Mosaik, die offenen Wunden und Erdbebenrümmer. Wenn sie nur lange genug und immer wieder ihre Therapietapete studierte, die Fotos betrachtete und die

Artikel las, davon versuchte sie überzeugt zu sein, dann würde mit all diesen Bedrohungen dasselbe geschehen wie mit einem Wort, das man immer und immer wieder ausspricht: Sie würden sich auflösen in Bedeutungslosigkeit.

Ihr Blick fiel auf die blauschwarze Röntgenaufnahme eines Gehirntumors, die sie vergangene Woche an einem Flohmarktstand gekauft hatte. Wenn sie es lange genug aushielt, hinzuschauen, erkannte sie darin mal den Panzer eines Hirschkäfers, mal den wässrigen Körper einer Qualle. Im Grunde aber wusste Ada, dass ihre Angst auch trotz der Tapete weiterwuchern würde. Sobald eine Bedrohung abklang, bildete sich an anderer Stelle eine neue. Ihre Angst war wie das Krebsgeschwür dort vor ihr, das im Verborgenen immer neue Metastasen bildete, und die Therapietapete eine stets lückenhafte Dokumentation der Ängste, die sie befielen. Ada musste an die Schatten der Passanten denken und daran, dass Wurfshadowen die Existenz ihrer Werfer bezeugten; Schatten im Inneren des Körpers hingegen bedeuteten Zysten, Tumore, Gerinnsel und gefährdeten die Existenz, löschten sie aus.

Ada klebte den Artikel zurück an seinen Platz, dicht neben dem Foto einer kalifornischen Nervenheilanstalt. Matuscheks Schritte waren ver-

stummt. Ihre Hände zitterten wieder. Neben dem Stethoskop lag ein Stapel rosafarbener Einzahlungsscheine, lauter unbezahlte Rechnungen, ein Stapel stummer Drohungen, zu denen sich nun auch noch jene von Matuschek gesellte. Was, wenn sie aus der Wohnung musste, was dann. Und vor allem: Wohin.

Einmal noch, dachte sie und ging zu dem Tischchen neben dem Fenster. Sie griff nach dem Stethoskop, stellte den Holzstuhl in die Mitte des Raumes und setzte sich hin, mit dem Rücken zum Fenster. Sie zog die Beine an den Körper und den Saum ihrer Pyjamajacke bis über die Füße, hängte sich das Stethoskop um den Hals und drehte das trichterförmige Bruststück in den Händen. Als sie die Plastikpfropfen in die Ohren schob, war es ein paar Sekunden lang vollkommen still. Sie schob das Bruststück unter die Pyjamajacke, am Schlüsselbein vorbei, an die Stelle, unter der sich ihr Herz befand. Die Membran lag kühl auf ihrer Haut. Ada schloss die Augen und lauschte dem Bass in ihrem Brustkorb, der nun von beiden Seiten in ihren Kopf drang und ihn ausfüllte. Hörst du, es schlägt. Es schlägt und schlägt und schlägt und – Was denn sonst, dachte sie, reiß dich zusammen, reiß dich los und hör auf, deine Zeit so dumm zu verschwenden.

Ada stand auf und ging zum kleinsten der fünf

Aquarien, sie öffnete die Abdeckung, hielt sich mit beiden Händen am dünnen Glasrand fest und beugte ihren Kopf, an dem das Stethoskop baumelte, über das Aquarium. Tiefer, und noch ein bisschen, bis ihr Kinn das Wasser berührte und das Bruststück Richtung Grund sank. Von oben schaute sie auf die bunten Rücken der Neonsalmler, die den silbernen Fremdkörper umzuckten. Sie atmete tief durch, und ihr Kopf füllte sich mit gleichmäßigem Rauschen. Jetzt war sie selbst da unten, im gefilterten Wasser, ein Fisch unter Fischen. Und einen Moment lang gedächtnislos genug, um sich keine Sorgen zu machen.

Nach einer Weile, als die Neonsalmler sich schon nicht mehr um das Stethoskop kümmerten, hob Ada den Kopf. Sie nahm die Plastikpfropfen aus den Ohren, zog das Bruststück aus dem Wasser und wischte es an ihrer Pyjamajacke trocken. Die Quartierglocke schlug Viertel vor. Ada wusste nicht, Viertel vor was. Sie griff nach einer der Futterdosen und schraubte den Deckel ab.

»Ihr bekommt bald ein schöneres Zimmer«, sagte sie zu den Salmlern, während sie die bunten Futterflocken auf die Wasseroberfläche streute, »bald werde ich das alles hier drin nicht mehr brauchen, ich werde den ganzen Plunder entsorgen und euch nicht mehr als Lockmittel ausnutzen, um die-

sen Raum überhaupt zu betreten.« Die guten Fische dachte sie, die guten, genügsamen Fische.

Schon als Kind konnte sie sich nicht für Pinguine, Flamingos oder Affen begeistern. Sie hatte schon immer nur die Fetzenfische sehen wollen, die Rochen, Stechrochen, Adlerrochen, das träge Pulsieren der Quallen hinter Glas: wie sie kopflos ihre giftigen, mit Spitzen besetzten Nachthemden durchs Wasser zogen.

Adas Kinderhände hinterließen flüchtige Abdrücke auf den Scheiben der Aquarien im Zoo und der Fischtheke im Supermarkt. Sie verstand nicht, warum ihre Mutter ihr die Dorade nicht kaufen wollte, die jeden Samstag in der Auslage schimmerte und zum Glas gekehrt das sichelförmige Goldband auf ihrer Stirn präsentierte. Es mochte sie ja sonst niemand haben. Woche für Woche brach sie vor der Theke in Tränen aus, bis ihre Mutter sich weigerte, sie zum Einkaufen mitzunehmen.

An einem verregneten Tag im Herbst lag Adas Mutter mit Grippe im Bett und konnte sie nicht vom Kindergarten abholen. Ada trug ihre blaugelb getupfte Pelerine. Wenn sie die Arme ausbreitete, sah sie damit aus wie ein Blaupunktrochen. Sie schwamm direkt vor die Fischtheke im Supermarkt, die Hosentasche schwer vom Kleingeld aus ihrem